



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Auch ein Einbänder

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lediglich an mir, daß es Dir nicht zugekommen. Habe deßhalb herzlichen Dank und sei milde in der Gefinnung gegen einen der allezeit durch den Anstern seines Geschickes ein schlechter Zahler gewesen. Sehr leid thut es mir, daß ich mit Bogts nicht näher zusammen gekommen bin. Der Teufel hat hier mit tausendfacher Beschäftigung, oft um die kleinsten Dinge dergestalt sein Spiel, daß man zu dem nicht kommt, was die Seele wünscht. Grüße sie herzlich von mir.



Auch ein Einbänder



Es war ein süßes klagendes Tönen, welches mit dem helltrüben Licht des Mondes sich (!) verschlang, daß der Ton zu einer müden Farbe wurde und das Licht in ein musikalisches Klingen sich (!) auflöste.

So steht zu lesen in einer Liebesgeschichte des Herrn Julius Hart, der er den Titel „Sehnsucht“ gegeben hat. Wenn der Verfasser der „Sprachdummheiten“ Lust und Zeit hätte, so könnte er auf wenigen Seiten noch viele Stellen finden, die den angeführten Worten an Überspannung des Ausdrucks und Gesuchtheit der Bilder um nichts nachstehen. Aber er wird sich wohl hüten, in dem leeren Zeug herumzukramen.

Der Name Julius Harts steht in der Reihe der Journalisten, die in Berlin den geistigen Bedarf des Volks herrichten, nicht unten an. Seit Gründung der Täglichen Rundschau war er in Sachen der Litteratur und Kunst ein thätiger Förderer dieser Zeitung. Besonders in der Bekämpfung des Klassizismus hat er Großes geleistet, er stand da unter den Ausern im Streit in vorderster Reihe. Wenn Friedrich Lange, der Herausgeber der Rundschau und Verfasser des gleich nach seiner Geburt selig entschlafnen „Lothar,“ der Lehrerschaft in der Schule auf den Dienst paßte und ihr den Staub aus der Sacke klopfte, so kritisirte Julius Hart die Erzeugnisse der Schulmeister, die sich in Gestalt von Dramen oder andern Dichtungen an die Öffentlichkeit wagten, und wehe ihnen, wenn sie in der von Lessing und andern überlieferten Form noch etwas Tüchtiges zu leisten vermeinten! Was wie Schillersche „Rhetorik“ ausah, verursachte ihm Kopfschmerz, ein Monolog nach dem alten Rezept Bauchgrimmen und Übelkeit, und wer gar seinem Dialog die Form des fünffüßigen Sambus gab, den hätte er am liebsten als öffentlichen Krankheitserreger denunziert.

In dem Neste der Täglichen Rundschau oder wenigstens nicht weit davon ist auch das jüngste litterarische Klüßen, die „Moderne,“ aus dem Ei gekrochen,

und damit war einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen. Man hatte endlich die Fahne, unter der man sich sammeln konnte, den Schlachtrupf, mit dem man die noch immer schwer gewappneten Reihen der Gegner durchbrechen konnte. Mit Worten läßt sich bekanntlich trefflich streiten, und was sich einstellt, wo es an dem Besten fehlt, das weiß man auch. Julius Hart hat sich redlich bemüht, seinen Zeitgenossen das Wesen der Dichtkunst in größern und kleinern Abhandlungen klar zu machen, aber — die Redlichkeit war das Beste dran. Was in diesen langatmigen Erörterungen unzweifelhaft verständlich ist, das hat nicht gerade den Vorzug der Neuheit, das andre aber liegt zu sehr in einem Wust von Worten, als daß man ihm mit dem Begreifen leicht beizukommen könnte. Natürlich ist die „Moderne,“ wie sie in seinen Kritiken den leicht zu handhabenden Maßstab darbietet, das Fremde darnach zu bestimmen, auch die Quintessenz und das Endziel, worauf die meist weit hergeholt und weit hinauskramende Theorie ausgeht, aber alle Auseinandersetzungen Harts, die gewissermaßen das große Sammelbecken bilden, aus dem sich die für den Tag notwendige Beurteilung ergießt, haben nur den Schein der Tiefe. Es fehlt ihnen an Klarheit und Bestimmtheit.

Hier soll nur auf eine Beziehung genommen werden. Schon die einseitige Aufstellung der „Moderne“ der „Antike“ gegenüber zeigt eine Voreingenommenheit, die eine wirklich sachliche Auseinandersetzung unmöglich macht. Wiederholt kommt die Beweisführung auf den Punkt zurück, daß die Antike, als die vollendete Kunst des Schönen, nicht mehr übertroffen werden könne, und daß deshalb jedes Streben in der angegebenen Richtung ein aussichtsloses Bemühen sei. Sehr richtig. Aber erstens möge die Frage gestellt sein, ob denn überall durchaus übertroffen werden muß, und zweitens, ob der Satz bloß dem Klassizismus gegenüber gilt, oder ob er nicht auf alle Richtungen anwendbar ist, in die jemals die künstlerische Gestaltungskraft des Menschengesistes geraten ist. Alles ist schon einmal dagewesen, und wessen sich der Mensch einmal bemächtigt hat, das hat er auch so gut, wie die Griechen ihre Kunst, bis zu der Linie geführt, über die hinaus kein Weiterstreben mehr möglich war. Da dieses aber dem menschlichen Ermessen gemäß Vollendung oder Vollkommenheit genannt wird, so wäre nach der Beweisführung Harts alles künstlerische Streben der Menschen zum Stillstand verurteilt, denn auf jeder Bahn, die es einschläge, müßte es sich sagen, daß sie schon vor ihm einmal durchheilt worden sei. Sa noch schlimmer: wenn es sich wirklich so verhielte, wie er sagt, so dürften weder Hart, noch ich, noch irgend jemand seine Meinung zu Papier bringen. Denn wir müßten uns nicht bloß sagen, daß das, worüber wir unser Urteil abgeben, ja schon längst dagewesen sei, sondern auch fröhlichen Herzens eingestehen, daß auch das Urteil keineswegs neu, sondern schon vor undenklicher Zeit und wie vielmal schon ausgesprochen worden sei.

Wahrlich eine schlimme Geschichte, wenn wir schweigen sollten, weil schon Propheten und Seher, große und kleine, vor uns gewesen sind, auch gottbegnadete, von denen es heißt, daß sie uns aus dem Munde des Höchsten selbst das Wort vorweg genommen haben. In der That, wenn wir recht bedenken, von welcher Großen Lippen uns die Wahrheit gepredigt, das Licht auf unsre Wege geworfen worden ist, dann sollte unsre Herzen heilige Scheu erfüllen und uns ewiges Schweigen auferlegen. Denn es ist wahr, sterblicher Mensch, daß alles schon dagewesen ist vor dir, und daß es eine Vermessenheit von dir wäre, zu glauben, du könntest es besser sagen. Und doch — sollte Julius Hart eine Liebesgeschichte deshalb nicht erzählen dürfen, weil sie unzähligmale vor ihm und auch unübertrefflich in der Weise erzählt worden ist, die der seinigen gleichartig ist? Getrost — mir, der ich es im Augenblick nicht lassen kann, zu seiner Sache mein Urteil abzugeben, würde es am wenigsten zukommen, ihm die Berechtigung zum Erzählen abzusprechen. Mit Recht würde er, wie auch ich es thun könnte, auf die Allgewalt der Natur hinweisen, die ihn zwingt, das aus sich herauszugeben, was in ihm ist. Denn die Natur ist nicht bloß außer uns, sondern auch in uns, und wie sie alle Jahre den Frühling heraufführt, der bei seinem letzten Erscheinen nicht schöner war als bei seinem ersten, so erweckt sie in den Herzen der Menschen immer von neuem die Lust und den Drang, eine gesehene und erlebte Welt künstlerisch nachzuschaffen und damit in den Gemüthern anderer einen Frühling wieder wachzurufen, der, wenn er auch keineswegs prächtiger ist als jeder vorausgegangne, doch deshalb nicht von geringerer Lebenskraft zu sein braucht. Kann also der Dichter, auch wenn er auf Pfaden wandelt, die tausendmal vorher betreten worden sind, und auf denen Werke der höchsten Vollendung geschaffen wurden, doch Dichtungen von unübertrefflicher Wirkung ins Leben rufen, so ist nicht einzusehen, wie das unter Hinwendung zur Antike nicht stattfinden könne. Möge hier Platz finden, was früher schon einmal gesagt worden ist, daß zwar der Anblick der griechischen Muse erstarrend wirken kann, daß es aber über den, der sich nicht beirren läßt und freien Geistes in ihr eigenstes Wesen vordringt, wie eine Erlösung kommt, die ihn über allen Zwang hinaus trägt. Denn ihr eigentlichstes Wesen ist die Freiheit, die durch nichts von außen herantretendes, wohl aber durch das Vernunftgesetz gehalten wird. Aber dieses Gesetz hat nichts drückendes, einengendes, wie man gerne behaupten möchte, sondern es ist das mit der Natur übereinstimmende, sich von selbst ergebende Korrelat der Freiheit und bringt das Maß und die Harmonie in einen vielstimmigen Chor. Wer möchte nun wohl so thöricht sein, den Weg durch das Studium der Alten als den einzig richtigen zu bezeichnen? So gut das Nibelungenlied ohne Berührung mit der alten Welt entstanden ist, eben so gut kann auch jetzt noch die vortrefflichste nationale Dichtung geboren werden, ohne daß der Verfasser auch nur eine Ahnung von irgend welchen

Gesetzen der Antike hat. Aber etwas anderes ist es, wenn Julius Hart und die mit ihm an demselben Strange ziehen, diese Nichtkenntnis als ein Postulat hinstellen, wenn sie behaupten, daß die Beschäftigung mit den Alten schädlichen Einfluß auf alles künstlerische Schaffen habe. Man mag das Übermaß des Klassizismus bekämpfen, aber hüte man sich davor, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Maßhalten ist überall ein vortreffliches Ding, man kann es auch an allen Ecken und Enden des Lebens lernen, aber zur künstlerischen Gestaltung nirgends besser als bei den Alten. Hätte doch Julius Hart nur dieses eine von ihnen gelernt, er könnte dann in allen andern Dingen so weit von ihnen abweichen, wie er wollte.

Aber nicht allein Mangel an Maß muß der neuesten Liebesgeschichte des Herrn Hart zum Vorwurf gemacht werden, sondern es ist noch etwas anderes, was einem unbefangenen Leser sehr bedenklich erscheinen muß. Die überaus feindliche Stellung, in der er sich zu allem befindet, was irgendwie „antik“ aussieht, hat ihn in eine schlimme Lage gebracht. Da er sich sein Haus von dieser Seite verbaut hat, so ist sein Verfahren ungefähr wie das der Schildbürger, die bekanntlich in ihrem neuerbauten Stadthause die Fenster vergaßen und nachträglich das Licht mit dem Sacke hineintragen wollten. Sein Beginnen, Licht in den Räumen zu schaffen, die er baut, hat etwas furchtbar Gewalttames. Es fällt nicht durch Fenster hinein, die auf freundliche Gärten und bewohnte Straßen hinausgehen, sondern durch finstre Boden- und Kellerluken, die es ihrerseits aus unheimlichen Höfen und aus schaurigen, nie betretenen Gängen erhalten. Andererseits bekommt man da, wo die Strahlen heller einfallen, kaum irgendwo den Eindruck des Natürlichen, sich von selbst Gebenden, sondern steht meist unter dem peinlichen Zwange des Absichtlichen, Gesuchten. Das Unmittelbare ist das, was den Menschen mit fortreißt, in Harts „Sehnsucht“ sieht man sich Schritt für Schritt aufgehalten von irgend etwas auf irgend eine Weise vermitteltem, entlehntem. In seinen Abhandlungen spricht er häufig von dem Selbsterleben des Dichters, in seiner eignen Dichtung erlebt man nur des Erzählers Reflektiren. „Modern“ muß die Dichtung sein, es mag biegen oder brechen, diese Tendenz grinst einem aus jedem Satze entgegen. So modern und fin de siècle wie nur irgend etwas sein kann.

Wer hätte nicht Tolstois Kreuzersonate gelesen? Harts „Sehnsucht“ ist die dichterisch sein sollende Variante über dieses Thema. Mann und Weib sind zwar der Natur der Schöpfung nach auf einander angewiesen, aber die Erfüllung der Liebe im Fleische ist nach dem einen eine Sünde, nach dem andern die Vernichtung alles Idealismus. Nur die Sehnsucht soll bleiben, ein Zwitterzustand, worin der Realismus das beste, was er hat, die frische Zeugungskraft verliert und der Idealismus sich zu der schmächtigsten Form aller Notwendigkeit gesellen muß. Daß dieses die endgiltige Meinung des

Dichters selber sei, wage ich zwar nicht zu behaupten, aber warum stellt er denn eine Figur wie die *Lacryma* auf, die, wenn sie keinen Halt in Harts eigener Überzeugung hat, ganz gewiß keinen in der außer ihm befindlichen Welt erlangen kann. Kann es überhaupt ein Menschenkind wie die *Lacryma* geben, so ist es gewiß eine solche Seltenheit, daß sie der Dichter höchstens zur Schattirung gebrauchen kann, will er sie aber als Typus der Weiblichkeit angesehen wissen, dann ist sie eine so grauenhafte Unwahrheit, wie sie nur jemals aus der Retorte eines „modernen“ Menschenchöpfers hervorgegangen ist.

Lacryma ist kein Wesen von natürlichem Fleisch und Blut, sondern ein homunculus aus der Schmelzpfanne des Münchhausen bei Immermann, außerdem ein Medium. Was giebt es Moderneres als Hypnotismus und Spiritismus? Sie sind da, um wie vor hundert Jahren der Mesmerismus einer an Geist und Gemüt bankrotten Gesellschaft in ihrer Not wieder einmal auf die lahmen Beine zu helfen. Deshalb giebt es auch keine Ecke, keinen noch so verlassen Winkel des gesellschaftlichen Treibens, worin die beiden nicht ihr Wesen hätten. Der „Mediumismus“ ist überall, er will sogar wissenschaftlich werden, oder ist es vielmehr schon. Hochmodern! Wenn Du Brel und andre Größen der Wissenschaft die Sache ernsthaft nehmen, dann ist es die höchste Zeit, auch in der Litteratur vorzugehen. Wie kein Salon ohne Musikbegleitung, so sollte kein Roman ohne sein Medium sein. Weshalb auch nicht? Gewiß, der Dichter kann die Figuren, die er in sein Kunstwerk einstellen will, nehmen, woher er Lust hat, aber es sind doch noch einige Bemerkungen dazu zu machen. Wenn Julius Hart die Sache in objektiver, echt dichterischer Weise behandelt hätte, wenn er uns ein Medium von der betrügenden oder betrognen, von irgend einer ernsthaften oder komischen, von der hypersensitiven oder krankhaften Art vorführen, oder wenn er alle diese einzelnen und noch mehr Züge hätte zu einer Erscheinung zusammenziehen wollen, um uns damit einen Blick in das Leben der Gegenwart thun zu lassen, so würde gewiß niemand, der ein Urteil hat, an der Aufstellung eines solchen Bildes etwas auszusetzen haben. Aber so verfährt der Verfasser der „*Sehnsucht*“ nicht, sondern er erscheint selber als in der Sache befangen, als von der Überzeugung irgend eines transcendenten Vermögens im Menschen durchdrungen. Deshalb kann auch das Medium in seiner Dichtung nicht eine Nebenfigur sein, sondern es muß die beherrschende Hauptstellung einnehmen, es giebt den Anlaß zu aller Handlung, wie es auch ihr Ende bestimmt. Der Leser ist nicht sehr weit in der Lektüre vorge drungen, und er steht unter der Überzeugung, daß Hart irgend einer Lesermwelt den Glauben beibringen will, es gebe in Wahrheit noch eine andre Lücke, als die von jeher überlieferte, durch die man den Kopf aus der Welt der Notwendigkeit in die der Freiheit hineinstecken könne.

Der Dichter Hart beherrscht nicht das Medium, sondern das Medium beherrscht ihn, und das kommt unzweifelhaft daher, daß er sich an eine Sache

gemacht hat, die er nicht bis auf ihren untersten Grund durchschaut hat. Daher kommt es denn auch, daß er nicht von seinem Gegenstande in ruhiger, klarer und verständlicher Weise erzählt, sondern sich von ihm fassen und in unglaublichen Wirbeln herumjagen läßt. Soeben ist von Handlung die Rede gewesen, aber man darf sich dadurch nicht etwa zu dem Glauben verleiten lassen, daß davon mehr als eine leise Spur in der Erzählung vorhanden sei. Man müßte denn Reflexion, verständig sein sollende Erörterung, ein Übermaß in der Schilderung, wüste Traumbilder und unverständliche Visionen für Handlung nehmen. Nachdem Lacryma und „er,“ ich meine nicht den Dichter, sondern den, an dem sie ihre Mediumskraft probiren soll, sich zuerst auf der Rosenthaler Straße in Berlin begegnet sind, sind sie bald durch einige Zwischenstationen — die eine ist eine religiöse Versammlung, in der ein amerikanischer Sektirer Vorträge hält, die andre ein geistreich sein sollender Journalistenzirkel — zu dem Punkte gelangt, wo Adam den Apfel pflücken darf. Wie man sich denken kann, ist er auch sehr bereit dazu, aber Lacryma sagt: „Nur das wirst du nicht von mir verlangen.“ Sie weigert sich, weil dann die öde graue Alltäglichkeit folgt, in der alles Leben erstorben ist, weil dann das Streben nach der Vollkommenheit aufhört. Und nun hebt jener grauenhafte Zustand an, den der Dichter — Sehnsucht nennt, und den er mit der Schilderung der widerwärtigsten Leibes- und der unglaublichsten Seelenzustände unter einer martervollen Verrenkung der Sprache in unser Verständnis einführen will. Vergebliches Bemühen! Denn was als natürlich Thatsächliches zu Grunde liegt, wissen wir und kann sich jeder nach Bedürfnis ausmalen, während seine eignen Thaten an Reflexion und Schilderung, an Phantasien und Halluzinationen die graue Lichtlosigkeit nur vermehren. Wenn nur irgend etwas Wirkliches in diese verlassene Welt hineinragte, an der sich nur das geringste Thun derer, die darin leben, emporranken könnte! Aber Thatsache ist nur das Gieren der beiden, bis es endlich nach Ausschweifungen, an deren Schilderung jeder Tropfen Tinte verloren ist, doch in die Erfüllung zusammenklappt.

Nun ist die Öde und Leere, die Alltäglichkeit da, vor der die empfindsame Seele Lacrymas ein so entsetzliches Grauen hatte. Aber warum hatte sie dieses Grauen? Wenn ihr der Dichter nur einen Tropfen thätigen Blutes in die Adern gegossen hätte, anstatt sie mit jener Medialität auszustatten, die ihr bloß den Aufenthalt zwischen Himmel und Erde erträglich macht, dann würde sie jetzt, nachdem sie in Wahrheit Weib geworden ist, den Beweis liefern, daß gerade die Alltäglichkeit, die gewohnheitsmäßige, geringfügige Arbeit, nur ab und zu vom Genuß, von der Freude und der Feiertagsstimmung unterbrochen, das eigentlich Wahre im Menschenleben ist. Wer von uns allen darf denn den Anspruch machen, immer in den Himmel sehen zu dürfen? Wenn die Richter von der Kriminaljustiz einen Fall unter den Händen haben, dessen Urheber noch nicht entdeckt ist, so stellen sie die Frage: cui bono? Fragen

wir auch hier, cui bono Julius Hart diese seine Liebesgeschichte verbrochen hat, sollte da nicht die Antwort einfach in folgendem zu finden sein? Leute, die es wissen können, behaupten, daß wieder einmal ein tiefes Sehnen nach Erlösung durch die Seele der Menschheit ziehe. Da, wo frisch und fröhlich gearbeitet wird, merkt man freilich wenig oder nichts davon. Wohl aber giebt es viele Menschen, denen im Wohlleben jede Lust und Fähigkeit zum Arbeiten verloren gegangen ist. Die Weiber wollen ihre Kinder nicht mehr selber ernähren, die Männer sie nicht mehr erziehen. Genuß ist die Lösung. Aber wenn man nur ihn sucht, so ist man bald am Ende damit. Wenn dann innerhalb der Grenzen der Erde nichts mehr ist, was die tötende Langeweile zu bannen vermag, dann beginnt man jenseits zu suchen. Diesen Leuten, die den Himmel bald ebenso veröden würden, wie sie die Welt wüste legen, ist jeder willkommen, der ihnen auch nur die geringste Aussicht eröffnet, in den abgetöteten Nerven den Nizel wieder beleben zu können. Ist hier nichts mehr, giebt's vielleicht drüben etwas. Ich will nicht behaupten, daß Julius Hart für diese Menschen geschrieben habe, aber sein Publikum wird er unter ihnen und nur unter ihnen finden.



Die Münchner Ausstellungen

Von M. G. Zimmermann

2

(Schluß)



ie Pariser sind auch die einzigen ausländischen Künstler, die in größerer Zahl bei den Sezessionisten vertreten sind. Ihre Ausstellung ist reich genug, dem Besucher ein Gesamtbild von dem Schaffen der Pariser Sezession zu geben; eine große Anzahl ihrer besten Werke ist nach Schluß des Marsfeldsalons nach München gekommen. Für die Münchner Sezessionisten kann diese Pariser Ausstellung nur von Vorteil sein, denn sie zeigt, was ihnen noch fehlt: gediegenes Studium, einfache Größe, Geschmack und Poesie. Ausschreitungen kommen freilich auch bei den Pariserern vor. Raffaellis Gemälde wollen wie Kohlenzeichnungen wirken, die mit Buntstift kolorirt sind, Henri Martin, dem monumentale Größe der Form und Tiefe der Auffassung zu Gebote stehen, malt, als wären die Farben auf rauhes Mauerwerk auf-